



Aus Freude am Lesen

Tania Blixen wurde die Scheherazade des Nordens genannt – dank ihres außergewöhnlichen Vermögens, Menschen mit ihren Geschichten in Bann zu ziehen, ja regelrecht zu bezaubern. Der Autorin selbst waren die »Wintergeschichten« von allem, was sie geschrieben hatte, am liebsten. Voller Sinnlichkeit, farbig und bildgewaltig haben Blixens wunderbare Erzählungen nichts von ihrer Strahlkraft eingebüßt. Einmal mehr erweist sie sich als Erzählerin von Welt-rang.

TANIA BLIXEN (1885 -1962), in Rungstedlund bei Kopenhagen geboren, wanderte nach dem Studium der Malerei in Kopenhagen, Paris und Rom mit ihrem Ehemann, dem schwedischen Baron Blixen-Finecke, 1913 nach Kenia aus, wo sie eine Kaffee-Plantage betrieben. Nach ihrer Scheidung führte sie die Farm allein weiter, bis sie 1931 gezwungen war, in ihr Heimatland zurückzukehren. Tania Blixens Schilderungen dieser Zeit fanden unter dem Titel »Afrika – dunkel lockende Welt« (»Jenseits von Afrika«) Eingang in die Weltliteratur. Blixen zählt heute zu den populärsten Schriftstellerinnen des 20. Jahrhunderts.

TANIA BLIXEN BEI BTB
Babettes Fest (74618)

Tania Blixen

Wintergeschichten

*Aus dem Englischen übertragen
von Jürgen Schweizer*

btb

Die amerikanische Ausgabe, aus der übersetzt wurde, erschien 1942 zeitgleich mit der dänischen Originalausgabe unter dem Pseudonym Isak Dinesen.

Titel der amerikanischen Ausgabe: »Winter's Tales«

Titel der dänischen Originalausgabe: »Vinter-Eventyr«



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2013,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 1942 by Random House, Inc., renewed 1970 by
Rungstedlundfonden

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1985, 2013
by Deutsche Verlags-Anstalt, München, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München

Umschlagmotiv: *Demurez Cover Arts / Antonius*

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74666-8

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Inhalt

Der junge Mann mit der Nelke	7
Leidacker	42
Die Heldin	97
Die Geschichte des Schiffsjungen	123
Die Perlen	142
Die unbezwingbaren Sklavenhalter	167
Das träumende Kind	203
Alkmene	249
Der Fisch	297
Peter und Rosa	326
Eine tröstliche Geschichte	376
Bibliographische Hinweise	413

Der junge Mann mit der Nelke

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lag in Antwerpen, nahe dem Hafen, ein kleines Hotel, das »Hôtel de la Reine« hieß. Es war ein sauberes, solides Haus, in dem Schiffskapitäne mit ihren Frauen zu logieren pflegten. Diesem Hotel näherte sich an einem Abend im März ein junger Mann, in Trübsal versunken. Wie er so vom Hafen heraufkam, wo er mit dem Schiff aus England angekommen, war er, so dünkte ihn, das einsamste Wesen auf der Welt. Und niemanden gab es, mit dem er über sein Elend sprechen konnte, denn in den Augen der Welt schien er ein Glückskind zu sein, ein junger Mann, den jedermann beneiden musste.

Er war ein Schriftsteller, der mit seinem ersten Buch berühmt geworden war. Das Publikum war entzückt davon; die Kritiker hatten es einhellig gelobt; und es hatte ihm Geld eingebracht, nachdem er sein Leben lang arm gewesen war. Das Buch beschrieb, aus seinen eigenen Erfahrungen heraus, das schwere Los armer Kinder, und es hatte ihn mit Sozialreformern in Verbindung gebracht. Er war mit Begeisterung in einen Kreis hochgebildeter, edler Männer und Frauen aufgenommen worden. Er hatte sogar in ihre Gemeinschaft eingeheiratet, die Tochter eines berühmten Gelehrten, eine schöne junge Frau, die ihn vergötterte.

Er befand sich nun zusammen mit seiner Frau auf der Reise nach Italien, um dort sein neues Buch zu vollenden; das Manuskript trug er in seiner Reisetasche bei sich. Seine Frau war ihm ein paar Tage vorausgefahren, denn sie wollte unterwegs ihre alte Schule in Brüssel besuchen. »Es wird mir gut tun«, hatte sie lächelnd gesagt, »einmal über etwas anderes nachzudenken und zu reden als über dich.« Sie wartete jetzt im »Hôtel de la Reine« auf ihn und würde gewiss über nichts anderes nachdenken und reden wollen.

Alle diese Dinge sahen vortrefflich aus. Aber die Dinge waren nicht, wie sie schienen. Das waren sie eigentlich kaum einmal, dachte er, doch in seinem Falle lagen die Dinge genau umgekehrt. Seine Welt war auf den Kopf gestellt worden, kein Wunder, dass er sich in ihr elend, sterbenselend fühlte. Er war in die Falle gegangen und hatte es zu spät gemerkt.

Denn in seinem Herzen fühlte er die Gewissheit, dass er nie wieder ein großes Buch schreiben würde. Er hatte nichts mehr zu sagen, und das Manuskript in seiner Tasche war nichts als ein Packen Papier, der seinen Arm niederzog. Eine Bibelstelle kam ihm in den Sinn – denn als kleiner Junge war er in die Sonntagsschule gegangen –, und er sagte sich: »Ich bin zu nichts hinfort nütze, denn dass man mich hinausschütte und mich die Leute mit Füßen zertreten.«

Wie sollte er den Menschen vor die Augen treten, die ihn liebten und an ihn glaubten: seinem Publikum, seinen Freunden, seiner Frau? Er hatte nie daran gezweifelt, dass sie ihn mehr lieben mussten als sich selbst

und seine Belange über ihre eigenen stellen mussten, seines Genies wegen und weil er ein großer Künstler war. Wenn aber sein Genie ihn verlassen hatte, so gab es künftig nur zwei Möglichkeiten. Entweder verachtete und verstieß ihn die Welt, oder aber sie liebte ihn weiterhin, und dann war ihr sein Wert als Künstler gleichgültig. Von dieser letzteren Möglichkeit wandte er sich, obwohl er in seinen Gedanken selten vor etwas zurückschreckte, in einer Art *horror vacui* ab; sie drohte die Welt zum leeren Raum und zur Karikatur zu machen, zu einem Tollhaus. Eher alles andere ertragen als das!

Der Gedanke an seinen Ruhm vergrößerte und verschärfte seine Verzweiflung. Wenn er in der Vergangenheit unglücklich gewesen war und zuzeiten erwogen hatte, ins Wasser zu gehen, war das wenigstens seine Privatsache gewesen. Jetzt dagegen war das grelle Scheinwerferlicht des Ruhms auf ihn gerichtet; Hunderte von Augen beobachteten ihn, und sein Scheitern oder sein Selbstmord würden Scheitern und Selbstmord eines weltberühmten Schriftstellers sein.

Doch selbst diese Überlegungen waren für sein Unglück von untergeordneter Bedeutung. Wenn es zum Schlimmsten kam, konnte er auch ohne seine Mitmenschen auskommen. Er hatte keine hohe Meinung von ihnen und konnte sie fahren lassen, Publikum, Freunde und Frau – und dies mit unendlich viel weniger Bedauern, als sie je vermutet hätten, solange nur er selbst im Angesicht Gottes leben konnte und in seinem Wohlfallen.

Die Liebe zu Gott und die Gewissheit, dass Gott

ihn wiederliebte, mehr als alle anderen Menschen, hatten ihn zu Zeiten der Armut und Not aufrechterhalten. Auch besaß er die Gabe der Dankbarkeit; das ihm jüngst widerfahrene Glück hatte das Einvernehmen zwischen Gott und ihm bestätigt und besiegelt. Jetzt aber fühlte er, dass Gott sich von ihm abgewandt hatte. Und wenn er kein großer Künstler war, wer war er dann, dass Gott ihn lieben sollte? Ohne seine visionären Kräfte, ohne sein Gefolge von Einfällen, Scherzen und Tragödien, wie konnte er sich da dem Herrn auch nur nahen und Ihn anflehen, dass Er ihn aufrichte? Die Wahrheit war, dass er dann nicht besser war als andere Menschen. Die Welt mochte er betrügen, doch noch nie in seinem Leben hatte er sich selbst betrogen. Er hatte sich Gott entfremdet, wie konnte er da weiterleben?

Seine Gedanken wanderten und brachten neue Leidensnahrung heim. Das Urteil seines Schwiegervaters über die moderne Literatur fiel ihm ein. »Oberflächlichkeit«, hatte der alte Herr gedonnert, »ist ihr Merkmal. Unserer Zeit fehlt das Gewicht, ihre Größe ist hohl! Dein edles Werk dagegen, mein lieber Junge ...« Im Allgemeinen besaßen die Ansichten seines Schwiegervaters keinerlei Relevanz für ihn, doch im Augenblick war er so niedergeschlagen, dass er unter diesen Worten doch litt. Oberflächlichkeit, dachte er, war das Wort, das Publikum und Kritiker auf ihn anwenden würden, wenn sie die Wahrheit entdeckten – ohne Gewicht und hohl. Sie hießen sein Werk edel, weil er ihre Herzen gerührt hatte, als er die Leiden der Armen beschrieb. Er hätte jedoch ebenso gut vom Leiden der Kö-

nige schreiben können. Jene hatte er nur beschrieben, weil er sie zufällig kannte. Jetzt, da er sein Glück gemacht hatte, entdeckte er, dass er über die Armen nichts mehr zu sagen wusste und dass er am liebsten nichts mehr von ihnen hören würde. Das Wort »Oberflächlichkeit« begleitete seine Schritte in der langen Straße wie eine zweite Melodie.

Während er über diese Dinge gegrübelt hatte, war er langsam weitergegangen. Die Nacht war kalt, ein dünner, scharfer Wind fuhr ihm entgegen. Er schaute auf und dachte, dass es wohl gleich regnen würde.

Der Name des jungen Mannes war Charlie Despard. Er war ein kleiner, schwächtiger Mann, eine winzige Gestalt in der verlassenem Straße. Er war noch keine dreißig und sah für sein Alter ungemein jung aus; man hätte ihn für einen Jungen von siebzehn Jahren halten können. Haut und Haare waren braun, die Augen dagegen blau, das Gesicht schmal und die Nase ein wenig schief. Seine Bewegungen waren auffallend leicht, und er hielt sich ganz gerade, selbst in seiner gegenwärtigen Niedergeschlagenheit und mit der schweren Reisetasche an der Hand. Er war gut angezogen in seinem Havelock, seine Kleider sahen neu an ihm aus und waren es auch.

Er wandte seine Gedanken dem Hotel zu und fragte sich, ob es wohl besser sei, in einem Haus zu sein als draußen auf der Straße. Er beschloss, ein Glas Brandy zu trinken, sobald er ins Hotel kam. In jüngster Zeit suchte er Trost beim Brandy; zuweilen fand er ihn dort, zuweilen nicht. Er dachte auch an seine Frau, die ihn im

Hotel erwartete. Sie schlief wohl schon. Wenn sie nur die Tür nicht abgeschlossen hatte, so dass er sie nicht zu wecken und mit ihr zu reden brauchte, dann würde ihre Nähe vielleicht tröstlich sein. Er dachte an ihre Schönheit und an ihre Güte gegen ihn. Sie war eine hochgewachsene junge Frau, mit hellem Haar und blauen Augen und einer Haut, so weiß wie Marmor. Ihr Gesicht hätte klassisch genannt werden können, wäre der obere Teil nicht ein wenig kurz und schmal gewesen im Verhältnis zu Mundpartie und Kinn. Die gleiche Eigenheit wiederholte sich in ihrer Gestalt: Der Oberkörper war ein wenig zu kurz und schwächig im Verhältnis zu Hüften und Beinen. Sie hieß Laura. Sie hatte einen klaren, ernsten, sanften Blick, und ihre blauen Augen füllten sich leicht mit Tränen der Rührung; schon ihre Bewunderung für ihn brachte sie zum Überquellen, sobald sie ihn nur sah.

Doch was nützte ihm das alles? In Wirklichkeit war sie ja gar nicht seine Frau; sie hatte ein Trugbild ihrer eigenen Phantasie geheiratet, und er stand draußen in der Kälte.

Er betrat das Hotel und merkte, dass er nicht einmal den Brandy mehr wollte. Er stand nur in der Halle, die ihm wie ein Grab vorkam, und fragte den Portier, ob seine Frau angekommen sei. Der alte Mann antwortete ihm, Madame sei wohlbehalten eingetroffen und habe ihn davon unterrichtet, dass Monsieur nachkäme. Er bot an, die Reisetasche des Gastes nach oben zu tragen, Charlie war jedoch der Meinung, dass er seine Lasten besser selber trage. Er ließ sich von ihm die Zimmer-

nummer geben und ging allein die Treppen hinauf und den Korridor entlang. Zu seiner Überraschung fand er die Doppeltür des Zimmers unverriegelt und trat gleich ein. Dies schien ihm die erste kleine Gunst zu sein, die ihm das Schicksal seit langer Zeit erwies.

Der Raum, den er betrat, war nahezu dunkel; nur beim Toilettentisch brannte ein schwaches Gasflämmchen. Ein Duft von Veilchen lag in der Luft. Seine Frau hatte sie wohl mitgebracht und sie ihm mit einer Zeile aus einem Gedicht schenken wollen. Sie lag jedoch tief in den Kissen vergraben. Er wurde in seiner gegenwärtigen Verfassung von Kleinigkeiten so leicht beeinflusst, dass es ihm ob dieses Glücks warm ums Herz wurde. Während er seine Schuhe auszog, blickte er sich um und dachte: »Dieses Zimmer mit seiner himmelblauen Tapete und den karmesinroten Vorhängen ist freundlich zu mir gewesen: Ich werde es ihm nicht vergessen.«

Doch als er dann im Bett lag, konnte er nicht einschlafen. Er hörte eine Turmuhr in der Nachbarschaft die Viertelstunde schlagen, einmal, zweimal, dreimal. Ihm war, als habe er die Kunst des Schlafens verlernt und müsse ewig wach liegen. »Das kommt daher«, dachte er, »weil ich in Wirklichkeit tot bin. Für mich gibt es keinen Unterschied mehr zwischen Leben und Tod.«

Plötzlich, ohne Warnung, denn er hatte keine Schritte näher kommen hören, wurde er gewahr, wie jemand vorsichtig den Türknauf drehte. Charlie hatte die Tür hinter sich abgeschlossen. Als die Person auf dem Korridor dies entdeckte, wartete sie einen Moment, dann versuchte sie es noch einmal. Sie schien ihr Vorhaben

aufgeben zu wollen, trommelte nach einem Weilchen sacht eine kleine Melodie gegen die Tür und wiederholte sie dann. Wieder herrschte Stille; dann wurde leise ein Stückchen aus einer Melodie gepfiffen. Charlie litt Todesangst, dass all dies schließlich seine Frau aufwecken würde. Er stieg aus dem Bett, zog seinen grünen Schlafrock an, ging zur Tür und öffnete sie so leise wie möglich.

Der Korridor war heller erleuchtet als das Zimmer, und an der Wand über der Tür hing eine Lampe. Draußen, im Schein des Lichtes, stand ein junger Mann. Er war groß und blond und so elegant gekleidet, dass Charlie überrascht war, ihm hier im »Hôtel de la Reine« zu begegnen. Er war im Frack, hatte ein Cape über die Schultern geworfen und trug im Knopfloch eine rosa Nelke, die sich frisch und romantisch von dem Schwarz und Weiß abhob. Doch was Charlie im Augenblick, da er ihn sah, ergriff, war der Ausdruck im Gesicht des jungen Mannes. Es strahlte so vor Glück, es leuchtete so von sanftem, demütigem, wildem, lachendem Entzücken, wie Charlie es noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Ein Engelsbote, soeben vom Himmel herniedergestiegen, hätte keine überschwänglichere, herrlichere Seligkeit verbreiten können. Eine Zeitlang vermochte der Dichter ihn nur anzustarren. Dann sprach er ihn auf Französisch an – denn es schien ihm selbstverständlich, dass dieser distinguierte junge Mann hier in Antwerpen Franzose sein müsse, und er selbst sprach gut Französisch, da er seinerzeit bei einem französischen Haarkünstler in die Lehre gegangen war. »Was wollen Sie?«,

fragte er. »Meine Frau schläft, und auch ich möchte sehr gerne schlafen.«

Der junge Mann mit der Nelke hatte beim Anblick Charlies ebenso verblüfft ausgesehen wie Charlie bei seinem Anblick. Doch seine eigenartige Glückseligkeit war so tief eingewurzelt, dass er einige Zeit brauchte, bis sich sein Gesichtsausdruck zu dem eines Herrn glättete, der einem anderen Herrn begegnet. Der Abglanz des Glücks verweilte auf seinem Gesicht, vermischt mit Bestürzung, selbst als er sprach und sagte: »Ich bitte Sie um Verzeihung. Ich bedauere unendlich, Sie gestört zu haben. Ich habe mich geirrt.« Hierauf schloss Charlie die Tür und wandte sich um. Aus dem Augenwinkel sah er, dass seine Frau sich in ihrem Bett aufgesetzt hatte. Er sagte, ganz kurz nur, denn vielleicht war sie nicht ganz wach: »Es war ein Herr. Ich glaube, er war betrunken.« Auf seine Worte hin legte sie sich wieder hin, und auch er begab sich ins Bett zurück.

Im Augenblick, da er lag, wurde er von einer furchtbaren Erregung ergriffen; er fühlte, dass ihm etwas Unheilbares geschehen war. Eine Zeitlang wusste er nicht, was es war, nicht einmal, ob es gut oder schlecht sei. Es war, als sei ein gewaltiges, blendendes Licht vor ihm aufgestiegen, sei erloschen und habe ihn geblendet zurückgelassen. Dann formte der Eindruck sich allmählich und verdichtete sich und wurde Wirklichkeit in einem derart überwältigenden Schmerz, dass es ihn wie in einem Krampf zusammenzog.

Denn hier, erkannte er, war die Herrlichkeit, der Sinn und der Schlüssel des Lebens gewesen. Der junge Mann

mit der Nelke besaß ihn! Jenes unendliche Glück, das auf dem Gesicht des jungen Mannes mit der Nelke erstrahlte, war irgendwo auf der Welt zu finden. Der junge Mann kannte den Weg zu ihm, er jedoch, er hatte es verloren. Einst hatte auch er, wie ihm schien, dieses Glück gekannt, aber er hatte es aus den Händen gleiten lassen, und hier lag er nun, auf ewig verdammt. O Gott, Gott im Himmel, in welchem Augenblick hatte sich sein Weg von dem des jungen Mannes mit der Nelke getrennt?

Er sah jetzt klar und deutlich, dass die Trübsal seiner letzten Wochen nichts anderes gewesen war als die Vorahnung dieses völligen Verderbens. In seiner Todesangst – denn er fühlte sich wirklich im Würgegriff des Todes – griff er nach jedem Strohalm, tastete im Dunkeln und stieß auf einige der rühmlichsten Besprechungen seines Buches. Doch schon im nächsten Moment zuckte er von ihnen zurück, als hätte er sich an ihnen verbrannt. Hier lag ja gerade sein Untergang und seine Verdammnis: bei den Kritikern, den Verlegern, der Leserschaft und bei seiner Frau. Das waren die Leute, die Bücher verlangten und willens waren, um dieses Verlangen durchzusetzen, einen Menschen in bedrucktes Papier zu verwandeln. Er hatte sich verführen lassen von den am wenigsten verführerischen Menschen auf der ganzen Welt; sie hatten ihn dazu gebracht, seine Seele zu einem Preis zu verkaufen, der in sich selbst eine Strafe war. »Ich will Feindschaft setzen«, dachte er, »zwischen dem Autor und den Lesern, zwischen deinem Samen und ihrem Samen; du sollst ihnen in die Ferse stechen, sie aber werden dir den Kopf zertreten.« Es war kein

Wunder, dass Gott aufgehört hatte ihn zu lieben, denn er hatte, aus eigenem und freiem Willen, die Dinge des Herrn – den Mond, das Meer, Freundschaft, Kampf – gegen die Worte eingetauscht, die sie beschreiben. Er konnte fortan in einem Zimmer sitzen und diese Worte niederschreiben und sich von den Kritikern dann dafür loben lassen, während draußen, auf dem Korridor, der Weg des jungen Mannes mit der Nelke jenem Licht entgegenführte, von dem sein Gesicht leuchtete.

Er wusste nicht, wie lange er so dagelegen hatte; er meinte, geweint zu haben, seine Augen waren jedoch trocken. Endlich fielen sie ihm doch zu, und er schlief ein paar Minuten. Als er wieder erwachte, war er vollkommen ruhig und entschlossen. Er würde fortgehen. Er würde sich retten, und er würde sich auf die Suche machen nach jenem Glück, das es irgendwo gab. Und wenn er bis ans Ende der Welt gehen musste, um es zu finden, so hatte das nichts zu bedeuten; ja, vielleicht wäre es überhaupt der beste Plan, gleich zum Ende der Welt aufzubrechen. Er würde jetzt zum Hafen hinuntergehen und ein Schiff suchen, das ihn davontrug. Bei dem Gedanken an ein Schiff wurde er wieder ruhig.

Er blieb noch eine Stunde im Bett liegen; dann stand er auf und zog sich an. Dabei fragte er sich, was wohl der junge Mann mit der Nelke von ihm gedacht hatte. Er wird gedacht haben, sagte er sich: *»Ah, le pauvre petit bonhomme à la robe de chambre verte!«* So leise wie möglich packte er seine Reisetasche; sein Manuskript wollte er zuerst zurücklassen, dann nahm er es doch mit, um es ins Meer zu werfen und Zeuge seiner

Vernichtung zu werden. Als er aus dem Zimmer gehen wollte, kam ihm seine Frau in den Sinn. Es war nicht recht, von einer schlafenden Frau zu gehen, für immer, ohne ein Wort des Abschieds. Theseus, fiel ihm ein, hatte das getan. Aber es war schwer, das richtige Abschiedswort zu finden. Schließlich schrieb er, am Toiletentisch stehend, auf ein Blatt seines Manuskriptes: »Ich bin fortgegangen. Verzeih mir, wenn du kannst.« Dann ging er hinunter. In der Loge war der Portier über einer Zeitung eingenickt. Charlie dachte: »Ich werde ihn nie wieder sehen. Ich werde nie wieder diese Tür öffnen.«

Als er hinauskam, hatte sich der Wind gelegt, es regnete, und der Regen flüsterte und murmelte rings um ihn. Er nahm seinen Hut ab; im Nu waren seine Haare tropfnass, und der Regen lief ihm übers Gesicht. In dieser frischen, unverhofften Berührung lag eine Verheißung. Er ging die Straße hinab, die er gekommen war, denn es war die einzige Straße, die er in Antwerpen kannte. Wie er so dahinschritt, war ihm, als sei die Welt ihm gegenüber nicht mehr gänzlich gleichgültig, als sei er nicht mehr völlig allein in ihr. Die zerstückelten, zerstreuten Erscheinungen des Universums zogen sich wieder zusammen, sehr wahrscheinlich zur Gestalt des Teufels, und der Teufel hielt ihn nun bei der Hand gepackt oder beim Schopf.

Schneller als er erwartet hatte, war er am Hafen drunten, stand am Kai, seine Reisetasche in der Hand, und schaute ins Wasser hinab. Es war dunkel und tief, die Lichter der Lampen am Kai spielten darin wie junge Schlangen. Seine erste starke Empfindung war, dass es

Salz sei. Von oben floss das Regenwasser auf ihn nieder, von unten grüßte ihn das Salzwasser. Alles war, wie es sein sollte. Er stand lange da und betrachtete die Schiffe. Auf einem von ihnen würde er davonfahren.

Die Rümpfe der Schiffe ragten gewaltig in die nasse Nacht. Sie trugen vielerlei Dinge in ihren Bäuchen und waren schwanger von Möglichkeiten; sie waren Träger von Schicksalen, in jeder Beziehung ihm Überlegene, rings von Wasser umgeben. Sie schwammen; die Salzflut trug sie, wohin immer sie wollten. Wie er sie so betrachtete, schien eine Art Sympathie von den großen Schiffslibern zu ihm herüberzuströmen, sie sandten ihm eine Botschaft; zunächst verstand er aber nicht, wie sie lautete. Dann fand er das Wort, es hieß: Oberflächlichkeit. Die Schiffe waren oberflächlich und hielten sich an der Oberfläche. Darin lag ihre Kraft; für Schiffe liegt die Gefahr darin, den Dingen auf den Grund zu gehen, auf Grund zu laufen. Sie waren sogar durch und durch hohl, in der Hohlheit lag das Geheimnis ihres Wesens; die großen Tiefen dienten ihnen, solange sie hohl blieben. Eine Woge des Glücks hob Charlies Herz; nach einem Weilchen lachte er in der Dunkelheit.

»Meine Schwestern«, dachte er, »ich hätte längst schon zu euch kommen sollen. Ihr schönen, oberflächlichen Wanderinnen, ihr kühnen, schwimmenden Siegerinnen über die Tiefe! Ihr schweren, leeren Engel, ich werde euch mein Leben lang dankbar sein. Gott halte euch über Wasser, große Schwestern, euch und mich. Gott bewahre uns unsere Oberflächlichkeit!« Er war jetzt ganz durchnässt; seine Haare und sein Havelock

glänzten weich, wie die Flanken der Schiffe im Regen. »Und von jetzt an«, dachte er, »werde ich den Mund halten. In meinem Leben hat es schon allzu viele Worte gegeben; es will mir nicht mehr einfallen, weshalb ich so viel geredet habe. Erst als ich hier herunterkam und im Regen schwieg, wurde mir das Wesen der Dinge enthüllt. Von nun an werde ich nicht mehr reden, sondern werde dem zuhören, was mir die Seeleute zu erzählen haben, die Menschen, die mit den schwimmenden Schiffen vertraut sind und sich fernhalten vom Grund der Dinge. Ich werde ans Ende der Welt fahren und meinen Mund halten.«

Kaum hatte er diesen Entschluss gefasst, als auf der Mole ein Mann auf ihn zukam und ihn ansprach. »Suchst du ein Schiff?«, fragte er. Er sah wie ein Seemann aus, dachte Charlie, und zugleich ein wenig wie ein freundlicher Affe. Es war ein kleiner Mann mit einem wettergegerbten Gesicht und einem Seemannsbart. »Ja, das tue ich«, sagte Charlie. »Welches Schiff?«, fragte der Seemann. Charlie wollte schon antworten: »Die Arche Noah, vor der Sintflut«, erkannte aber noch rechtzeitig, dass dies närrisch klingen würde. »Wissen Sie«, sagte er, »ich will an Bord eines Schiffes gehen und eine Reise machen.« Der Seemann spuckte aus und lachte. »Eine Reise?«, sagte er. »So, so. Du hast da so ins Wasser gestarrt, dass ich schon dachte, du wolltest hineinspringen.«

»Ach ja, hineinspringen!«, sagte Charlie. »Und Sie hätten mich dann wohl gerettet? Aber Sie kommen leider zu spät, um mich zu retten. Gestern Abend hätten

Sie kommen müssen, das wäre der richtige Augenblick gewesen. Der einzige Grund, weshalb ich mich gestern Abend nicht ertränkt habe«, fuhr er fort, »war der, dass es mir an Wasser mangelte. Wenn das Wasser da zu mir gekommen wäre! – Hier liegt das Wasser – gut; hier steht der Mann – gut. Wenn das Wasser zu ihm kommt, ertränkt er sich. Das alles beweist doch, dass auch die größten Dichter sich irren können und dass man niemals Dichter werden sollte!« Der Seemann war unterdessen zu der Erkenntnis gelangt, dass der junge Fremde betrunken war. »Na ja, mein Junge«, sagte er, »wenn du dir das mit dem Ertränken anders überlegt hast, dann kannst du jetzt ja deiner Wege gehen, und damit gute Nacht.« Dies war eine herbe Enttäuschung für Charlie, der gefunden hatte, die Unterhaltung lasse sich prächtig an. »Ach, kann ich denn nicht mit Ihnen kommen?«, fragte er den Seemann. »Ich bin auf dem Weg in die Kneipe »La Croix du Midi«, antwortete der Seemann, »um ein Glas Rum zu trinken.

»Das«, rief Charlie, »ist ein glänzender Einfall, und ich preise mich glücklich, einem Manne zu begegnen, der solche Einfälle hat!«

Sie gingen zusammen in das nahe gelegene Wirtshaus »La Croix du Midi« und trafen dort zwei weitere Seeleute, die Charlies Begleiter kannte und die er ihm als einen Maat und einen Supercargo vorstellte. Er selbst war Kapitän eines kleinen Schiffes, das außerhalb des Hafens vor Anker lag. Charlie steckte die Hand in die Tasche und fühlte sie voll von dem Geld, das er für die Reise eingesteckt hatte. »Bringen Sie für die Herren

hier eine Flasche von Ihrem besten Rum«, sagte er zum Kellner, »und für mich eine Kanne Kaffee.« In seiner augenblicklichen Stimmung wollte er keinen Alkohol trinken. Eigentlich fürchtete er sich vor seinen Begleitern, doch da es ihm schwerfiel, dies zu erklären, sagte er: »Ich trinke Kaffee, weil ich ...«, er wollte sagen: ein Gelübde abgelegt, besann sich aber eines Besseren und sagte: »... eine Wette laufen habe. Da war so ein alter Seebär auf einem Schiff – übrigens ein Onkel von mir –, der mit mir gewettet hat, dass ich es nicht ein ganzes Jahr lang ohne Alkohol aushalten würde; wenn ich aber die Wette gewinne, gehört sein Schiff mir.«

»Und, hast du es ausgehalten?«, fragte der Kapitän. »Ja, weiß Gott«, sagte Charlie. »Es ist noch keine zwölf Stunden her, dass ich ein Glas Brandy ausgeschlagen habe, und was Sie, meinem Gerede nach, für Trunkenheit halten mögen, ist in Wirklichkeit die Wirkung des Meergeruchs.« Der Maat fragte: »War der Mann, der mit dir gewettet hat, so ein Kleiner mit einem dicken Bauch und bloß einem Auge?«

»Genau, das ist mein Onkel!«, rief Charlie. »Dann bin ich ihm auch mal begegnet, auf der Fahrt nach Rio«, sagte der Maat, »und er hat mir die gleiche Wette angeboten, aber ich ließ mich nicht drauf ein.«

Jetzt wurden die Getränke gebracht, und Charlie füllte die Gläser. Er drehte sich eine Zigarette und sog genießerisch das Aroma des Rums und des warmen Raumes ein. Im schwachen Licht der Hängelampe glänzten die drei Gesichter seiner neuen Bekannten frisch und freundlich. Er fühlte sich in ihrer Gesellschaft stolz und

glücklich und dachte: »Wie viel mehr sie doch wissen als ich.« Er selbst war sehr blass, wie immer, wenn er erregt war. »Möge dir der Kaffee guttun«, sagte der Kapitän. »Du siehst aus, als hättest du Fieber.«

»Nein, aber ich habe großen Kummer gehabt«, sagte Charlie. Die anderen machten bedauernde Mienen und wollten wissen, was es denn für ein Kummer sei. »Das will ich euch erzählen«, sagte Charlie. »Es ist besser, darüber zu sprechen, wenn ich auch noch vor kurzem das Gegenteil geglaubt habe. Ich hatte einen zahmen Affen, den ich sehr liebte; er hieß Charlie. Ich hatte ihn einer alten Madame abgekauft, die in Hongkong ein öffentliches Haus führte, und sie und ich mussten ihn in der Mittagszeit, als alles schlief, hinaus schmuggeln, sonst hätten ihn die Mädchen niemals fortgelassen, denn er war wie ein Bruder für sie. Auch für mich war er wie ein Bruder. Er kannte alle meine Gedanken und wich mir nicht von der Seite. Man hatte ihm schon viele Kunststücke beigebracht, bevor ich ihn bekam, und bei mir lernte er noch einige dazu. Doch als ich dann heimkam, vertrug er die englische Küche nicht, so wenig wie den englischen Sonntag. Er wurde krank davon, und es wurde immer schlimmer mit ihm, und eines Sonntagabends ist er mir gestorben.«

»Was für ein Jammer«, sagte der Kapitän teilnahmsvoll. »Ja«, sagte Charlie. »Wenn es nur ein einziges Wesen auf der Welt gibt, an dem einem liegt, und das ist ein Affe, und er ist tot, dann ist das ein Jammer.«

Der Supercargo hatte, bevor die beiden hereingekommen waren, dem Maat gerade eine Geschichte erzählt.

Jetzt erzählte er sie für die beiden noch einmal von vorn. Es war ein grausames Garn über eine Fahrt von Buenos Aires mit einer Ladung Wolle. Als sie fünf Tage weit gekommen waren und in der Kalmenzone dümpelten, war das Schiff in Brand geraten, und die Besatzung musste, nachdem sie die ganze Nacht hindurch gegen das Feuer gekämpft hatte, am Morgen in die Boote gehen und das Schiff aufgeben. Der Supercargo hatte sich die Hände schwer verbrannt; dennoch hatte er drei Tage und drei Nächte lang gerudert, und als sie dann von einem Dampfer aus Rotterdam aufgenommen wurden, stellte sich heraus, dass seine Hand mit dem Griff des Ruders förmlich verwachsen war, so dass er Daumen und Zeigefinger nie wieder strecken konnte. »Da«, sagte er, »habe ich mir meine Hand angesehen und habe einen heiligen Eid geschworen, wenn ich je wieder auf festes Land komme, soll der Teufel mich holen und soll der Teufel mich behalten, wenn ich je wieder auf See gehe.« Die beiden anderen Seeleute nickten ob seiner Geschichte ernst mit den Köpfen und fragten ihn, wohin er jetzt unterwegs sei. »Ich?«, sagte der Supercargo. »Ich habe nach Sidney angeheuert.«

Der Maat beschrieb einen Sturm in der Biskaya, und der Kapitän gab eine Geschichte von einem fürchterlichen Schneesturm in der Nordsee zum Besten, den er mitgemacht hatte, als er noch ein Schiffsjunge war. Man hatte ihn damals an die Pumpen gestellt, berichtete er, und ihn dort vergessen, und da er sich nicht zu entfernen wagte, hatte er volle elf Stunden lang ununterbrochen gepumpt. »Damals«, sagte er, »habe auch ich mir

geschworen, an Land zu bleiben und nie wieder einen Fuß auf ein Deck zu setzen.«

Charlie hörte ihnen zu und dachte: »Das sind verständige Männer. Sie wissen, wovon sie reden. Denn die Leute, die nur zu ihrem Vergnügen reisen, wenn das Meer glatt ist und sie anlächelt, und die erklären, sie liebten es, die wissen nicht, was Liebe ist. Die Seeleute sind es, die von der See gerüttelt und geschüttelt wurden, die sie verflucht und verdammt haben, das sind ihre wirklichen Liebhaber. Sehr wahrscheinlich verhält es sich mit Ehemännern und ihren Frauen ebenso. Ich kann von diesen Seeleuten hier noch manches lernen. Verglichen mit ihnen, bin ich ein Kind und ein Tor.«

Die drei Seeleute wurden an der stummen, andächtigen Haltung des jungen Mannes gewahr, dass er sie bestaunte und bewunderte. Sie hielten ihn für einen Studenten und breiteten ihre Erlebnisse mit Behagen vor ihm aus. Sie hielten ihn auch für einen guten Gastgeber, denn er füllte ihre Gläser immerzu und ließ eine neue Flasche kommen, als die erste leer war. Charlie sang ihnen, zum Dank für ihre Geschichten, ein paar Lieder. Er besaß eine hübsche Stimme, und heute Nacht fand er selbst Gefallen daran; es war lange her, dass er ein Lied gesungen hatte. Sie wurden herzlich miteinander. Der Kapitän schlug ihm auf die Schulter und sagte ihm, dass er ein heller Junge sei, und es könne schon noch ein guter Seemann aus ihm werden.

Doch als ein wenig später der Kapitän zärtlich von seiner Frau und seinen Kindern zu erzählen begann, von denen er soeben Abschied genommen hatte, und als

der Supercargo die Gesellschaft mit Stolz und Rührung davon unterrichtete, dass innerhalb der letzten drei Monate bei zwei Schankmädchen in Antwerpen Zwillinge angekommen seien, Mädchen mit roten Haaren, ganz der Vater, da kam Charlie seine eigene Frau in den Sinn, und er wurde bedrückt. Diese Seeleute, dachte er, schienen zu wissen, wie man mit Frauen umgehen musste. Sicher fürchtete sich keiner von ihnen so vor seiner Frau, dass er mitten in der Nacht vor ihr davongelaufen wäre. Wenn sie wüssten, dass er das getan hatte, würden sie bestimmt eine weniger hohe Meinung von ihm haben.

Die Seeleute hatten ihn für viel jünger gehalten, als er in Wirklichkeit war; dadurch war er sich in ihrer Gesellschaft allmählich selbst wie ein Junge vorgekommen, und jetzt nahm seine Frau mehr die Gestalt einer Mutter als einer Gattin an. Seine wirkliche Mutter hatte, obgleich sie eine ehrbare Krämerin gewesen war, einen Tropfen Zigeunerblut in ihren Adern gehabt, und keiner seiner plötzlichen Entschlüsse hatte sie je aus der Fassung gebracht. Nein, dachte er nun, sie hat sich stets an der Oberfläche gehalten, was immer sich auch ereignen mochte, und schwamm majestätisch auf ihr dahin, wie eine stolze, schwere schwarze Gans. Wenn er heute Nacht zu ihr gekommen wäre und ihr gesagt hätte, er wolle zur See gehen, dann wäre sie vermutlich Feuer und Flamme für diesen Einfall gewesen. Der Stolz und die Dankbarkeit, die er der alten Frau gegenüber immer empfunden hatte, übertrugen sich jetzt, da er seine letzte Tasse Kaffee trank, auf die junge. Laura würde ihn verstehen und zu ihm halten.

Er saß eine Weile da und erwog die Sache sorgfältig. Denn die Erfahrung hatte ihn gelehrt, hier vorsichtig zu sein. Er hatte sich früher öfters von einer seltsamen optischen Täuschung narren lassen. Wenn er ihr ferne war, nahm seine Frau das Aussehen eines Schutzengels an, dessen Mitgefühl und Hilfsbereitschaft unerschöpflich waren. Doch wenn er ihr dann wieder von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, war sie eine Fremde, und er fand seinen Weg mit Widrigkeiten gepflastert.

Doch heute Nacht schien all dies der Vergangenheit anzugehören. Denn jetzt war er mächtig; er hatte das Meer und die Schiffe auf seiner Seite und den jungen Mann mit der Nelke vor sich. Gewaltige Bilder umgaben ihn. Hier, im Wirtshaus »La Croix du Midi«, hatte er jetzt schon vieles miterlebt. Er hatte ein Schiff niederbrennen sehen, war bei einem Schneesturm in der Nordsee dageigewesen und bei der Heimkehr des Seemanns zu Weib und Kindern. So mächtig fühlte er sich, dass die Gestalt seiner Frau geradezu rührend aussah. Er erinnerte sich ihrer, wie er sie das letzte Mal gesehen hatte: schlafend, friedvoll und still, und ihre Reinheit und ihre Unkenntnis der Welt gingen ihm zu Herzen. Als ihm der Brief einfiel, den er ihr hinterlassen hatte, errötete er plötzlich tief. Er könnte, fühlte er jetzt, leichteren Herzens fortgehen, wenn er ihr zuvor alles erklärt hätte. »Heim«, dachte er, »wo ist dein Stachel? Ehe, wo ist dein Sieg?«

Er saß da und starrte auf den Tisch, wo ein wenig Kaffee verschüttet war. Indessen verebbte das Gespräch

der Seeleute, denn sie merkten, dass er nicht mehr zuhörte; schließlich verstummte es ganz. Die Wahrnehmung des Schweigens um ihn herum weckte Charlie auf. Er lächelte sie an. »Ich will euch eine Geschichte erzählen, bevor wir heimgehen. Eine blaue Geschichte«, sagte er.

»Es war einmal«, begann er, »ein unermesslich reicher alter Engländer, der Hofmann und Ratgeber der Königin gewesen war und der jetzt, auf seine alten Tage, kein anderes Interesse mehr hatte, als altes blaues Porzellan zu sammeln. Zu diesem Zwecke reiste er nach Persien, Japan und China, und überallhin begleitete ihn seine Tochter, die Lady Helena. Nun begab es sich, als sie eines Tages im Chinesischen Meer segelten, dass ihr Schiff in einer windstillen Nacht in Brand geriet; alles ging in die Boote und stieß vom Schiff ab. In der Dunkelheit und der Verwirrung wurde der alte Lord von seiner Tochter getrennt. Lady Helena kam zu spät auf Deck und fand das Schiff verlassen vor. Im letzten Augenblick trug ein junger englischer Matrose sie in ein Rettungsboot hinunter, das man übersehen hatte. Den beiden Schiffbrüchigen schien es, als verfolgte sie Feuer von allen Seiten, denn der Widerschein spielte auf dem dunklen Wasser, und als sie aufschauten, schoss eine Sternschnuppe über den Himmel, als wollte sie in ihr Boot fallen. Neun Tage lang trieben sie umher, bis sie endlich von einem holländischen Handelsschiff gerettet wurden und nach England heimkamen.

Der alte Lord hatte seine Tochter tot geglaubt. Nun weinte er vor Freude und brachte sie sogleich an einen

mondänen Badeort, damit sie sich von den erlittenen Strapazen erhole. Und da er meinte, es müsse ihr unangenehm sein, dass ein junger Matrose, der sein Brot in der Handelsmarine verdiente, aller Welt erzählen könnte, er sei neun Tage lang mit der Tochter eines Lords allein in einem Boot gefahren, zahlte er dem Jungen ein schönes Stück Geld und ließ ihn schwören, künftig die Meere auf der anderen Seite des Erdballs zu befahren und nie wieder nach England zurückzukommen. ›Denn wozu‹, sagte der alte Edelmann, ›sollte das gut sein?‹

Als Lady Helena sich erholt hatte und man ihr die Neuigkeiten vom Hofe und in der Familie berichtete und ihr schließlich auch mitteilte, wie der junge Matrose auf Nimmerwiedersehen fortgeschickt worden sei, da stellte sich heraus, dass ihr Gemüt durch die schweren Erlebnisse Schaden genommen hatte und dass ihr alles und jedes auf der Welt gleichgültig geworden war. Sie wollte nicht zurück in das Schloss ihres Vaters in seinem Park, sie wollte nicht an den Hof, und sie wollte nicht in eine der fröhlichen Städte auf dem Kontinent reisen. Das Einzige, wozu sie jetzt noch Lust hatte, war, wie ihr Vater vor ihr, umherzureisen, um seltenes blaues Porzellan zu sammeln. Also begann sie, von Land zu Land zu fahren, und ihr Vater begleitete sie.

Auf ihrer Suche erzählte sie allen Leuten, mit denen sie handelte, dass sie ein bestimmtes Blau suche und jeden Preis dafür zahlen würde. Doch obwohl sie viele Hundert blaue Krüge und Schüsseln kaufte, nach einer Weile stellte sie alle zur Seite und sagte: »Nein, nein, das

ist nicht das richtige Blau.« Ihr Vater äußerte eines Tages, nachdem sie viele Jahre lang gefahren waren, die Vermutung, dass die Farbe, die sie suchte, vielleicht gar nicht existiere. ›O Gott!‹, sagte sie, ›wie kannst du nur so etwas Grausames sagen, Papa! Es muss doch ein Stückchen davon übriggeblieben sein aus der Zeit, da die ganze Welt blau war.‹

Ihre beiden alten Tanten in England flehten sie an, heimzukommen und doch noch eine standesgemäße Partie zu machen. Doch sie antwortete ihnen: ›Nein, ich muss übers Meer fahren. Denn ihr müsst wissen, liebe Tanten, dass es der reine Unsinn ist, wenn die Gelehrten uns erzählen, das Meer habe einen Grund. Das Gegenteil ist richtig: Das Wasser, welches das edelste der Elemente ist, geht natürlich durch die ganze Erdkugel hindurch, so dass unser Planet in Wirklichkeit im Äther schwebt, wie eine Seifenblase. Und dort, auf der anderen Halbkugel, segelt ein Schiff, mit dem ich Fahrt halten muss. Wir zwei sind wie Spiegelungen voneinander in dem tiefen Meer, und das Schiff, von dem ich spreche, ist immer genau unter meinem Schiff, auf der gegenüberliegenden Seite der Erde. Habt ihr nie einen großen Fisch unter einem Boot schwimmen und ihm wie ein tiefblauer Schatten im Wasser folgen sehen? So bewegt sich jenes Schiff, wie der Schatten meines Schiffes, und ich ziehe es hin und her, gemäß dem Kurs, den ich steuere, wie der Mond die Gezeiten durch die gesamte Masse des Erdballs hindurch zieht. Wenn ich aufhörte zu fahren, was würde dann aus den armen Matrosen werden, die ihr Brot in der Handelsmarine verdienen?

Aber ich werde euch jetzt ein Geheimnis anvertrauen«, sagte sie. »Einst wird mein Schiff untergehen, zum Mittelpunkt der Erde hinab, und zu genau derselben Stunde wird auch das andere Schiff sinken – denn die Menschen nennen es Sinken, obwohl ich euch versichern kann, dass es im Meer weder Oben noch Unten gibt –, und dort, in der Mitte der Welt, werden wir zwei zusammenkommen.«

Viele Jahre vergingen, der alte Lord starb, und Lady Helena wurde alt und taub, aber immer noch segelte sie weiter. Da begab es sich, dass ihr ein Händler eines Tages, nach der Plünderung des Sommerpalastes des Kaisers von China, einen sehr alten blauen Krug brachte. Im Augenblick, da sie ihn sah, stieß sie einen schrecklichen Schrei aus. »Da ist es!«, schrie sie. »Ich habe es endlich gefunden. Dies ist das richtige Blau. Oh, wie es einen leicht macht. Oh, es ist so frisch wie eine Brise, so tief wie ein großes Geheimnis, so voll wie – ach, ich kann es nicht sagen.« Mit bebenden Händen hielt sie den Krug an ihre Brust gepresst und saß sechs Stunden lang in seine Betrachtung versunken da. Dann sagte sie zu ihrem Arzt und zu ihrer Gesellschafterin: »Nun kann ich sterben. Und wenn ich tot bin, sollt ihr mein Herz herauschneiden und es in den blauen Krug legen. Denn dann wird alles wieder sein, wie es damals war. Alles um mich herum wird blau sein, und inmitten dieser blauen Welt wird mein Herz unschuldig und frei sein und wird sanft schlagen, wie das Kielwasser eines Bootes, das singt, wie die Wassertropfen, die von einem Ruderblatt fallen.« Ein wenig später fragte sie die beiden: »Ist

es nicht ein köstlicher Gedanke, dass alles, was je gewesen ist, zu uns zurückkehren wird, wenn man nur Geduld hat?« Kurz danach starb die alte Lady.«

Die Gesellschaft brach jetzt auf, die Seeleute gaben Charlie die Hand und dankten ihm für den Rum und für die Geschichte. Charlie wünschte ihnen allen Glück auf die Reise. »Du hast deine Tasche vergessen«, sagte der Kapitän und hob Charlies Reisetasche mit dem Manuskript darin auf. »Nein«, sagte Charlie, »die möchte ich gern bei Ihnen lassen, bis wir in See stechen.« Der Kapitän betrachtete die Initialen auf der Tasche. »Das ist eine schwere Tasche«, sagte er. »Hast du etwas Wertvolles darin?«

»Ja, sie ist schwer, Gott sei's geklagt«, sagte Charlie, »aber es wird nicht wieder vorkommen. Das nächste Mal wird sie leer sein.« Er fragte den Kapitän nach dem Namen seines Schiffes und verabschiedete sich dann von ihm.

Als er ins Freie kam, nahm er mit Überraschung wahr, dass es fast Morgen war. Die lange Reihe der vereinzelt Straßenlaternen reckte ihre melancholischen Häupter in die graue Luft.

Ein mageres junges Mädchen mit großen schwarzen Augen, das vor dem Wirtshaus auf und ab gegangen war, kam herbei und sprach ihn an und wiederholte, als er keine Antwort gab, ihre Einladung auf Englisch. Charlie schaute sie an. »Auch sie«, dachte er, »gehört zu den Schiffen, wie die Muscheln und der Tang, die an ihren Kielen wachsen. In ihr ist mancher brave Seemann, welcher der Tiefe entkam, ertrunken. Aber dennoch wird

sie nicht auf Grund laufen, und wenn ich mit ihr gehe, werde ich in Sicherheit sein.« Er steckte die Hand in die Tasche, fand dort aber nur noch einen einzigen Schilling. »Gibst du mir etwas für einen Schilling?«, fragte er das Mädchen. Sie starrte ihn an. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht, als er ihre Hand nahm, ihren alten Handschuh herabstreifte und die Handfläche, die rau und klamm wie Fischhaut war, an seine Lippen und seine Zunge presste. Dann ließ er ihre Hand los, legte den Schilling hinein und ging davon.

Zum dritten Male schritt er die Straße zwischen dem Hafen und dem »Hôtel de la Reine« entlang. Die Stadt erwachte jetzt, und er begegnete einigen Menschen und Fuhrwerken. Die Fenster des Hotels waren schon erleuchtet. Als er in die Halle kam, war niemand zu sehen, und er wollte schon in sein Zimmer hinaufgehen, als er, durch eine Glastür hindurch, seine Frau in einem kleinen, hellen Speisezimmer neben der Halle sitzen sah. Er ging hinein.

Als seine Frau ihn erblickte, erhellte sich ihr Gesicht. »Oh, da bist du ja!«, rief sie. Er senkte den Kopf. Er wollte eben ihre Hand nehmen und sie küssen, da fragte sie ihn: »Warum kommst du denn so spät?«

»Komme ich spät?«, rief er, höchst überrascht von ihrer Frage und weil ihm jegliches Zeitgefühl abhandengekommen war. Er sah zu der Uhr auf dem Kaminsims hinüber und sagte: »Es ist erst zehn nach sieben!«

»Ja, aber ich hoffte, du würdest früher hier sein!«, sagte sie. »Ich bin früh aufgestanden, um dich bei deiner Ankunft zu erwarten.« Charlie setzte sich zu ihr an

den Tisch. Er antwortete ihr nicht, denn er hatte keine Ahnung, was er sagen sollte. »Ist es möglich«, dachte er, »dass sie die Seelenstärke hat, mich auf diese Weise wieder aufzunehmen?«

»Möchtest du eine Tasse Kaffee?«, sagte seine Frau. »Nein, danke«, sagte er, »ich habe schon Kaffee getrunken.« Er schaute sich in dem Raum um. Obgleich es beinahe heller Tag war und die Gardinen zurückgezogen waren, brannten die Gaslampen noch, was ihm von klein auf immer wie ein großer Luxus vorgekommen war. Der Feuerschein vom Kamin spielte auf dem etwas abgetragenen Brüsseler Teppich und auf den roten Plüschstühlen. Seine Frau aß ein Ei. Als kleiner Junge hatte er am Sonntagmorgen ein Ei bekommen. Das ganze Zimmer, das nach Kaffee und frischem Brot duftete, mit dem weißen Tischtuch und der funkelnden Kaffeekanne, gewann ein sonntägliches Gepräge. Er betrachtete seine Frau. Sie trug ihr graues Reisekostüm, ihr Hut lag neben ihr, und ihr blondes Haar, in ein Netz geknotet, leuchtete im Lampenlicht. Sie besaß eine eigene Helligkeit, ein reines Licht ging von ihr aus, und sie schien fest und unerschütterlich auf dem Sofa zu sitzen – der einzige ruhende Punkt in einer turbulenten Welt.

Ein Gedanke durchzuckte ihn: »Sie ist wie ein Leuchtturm«, dachte er, »der feste, majestätische Leuchtturm, der sein freundliches Licht aussendet. Allen Schiffen ruft er zu: ›Bleibt fern!‹ Denn dort, wo das Leuchtf Feuer steht, sind Klippen oder Untiefen. Für alle Schiffe bedeutet Annäherung den Tod.« In diesem Moment schaute sie auf und fand seine Augen auf ihr Gesicht gerichtet. »Wo-

ran denkst du?«, fragte sie ihn. Er dachte: »Ich will es ihr sagen. Es ist besser, von nun an ehrlich gegen sie zu sein und ihr alles zu sagen.« So sagte er langsam: »Ich denke, dass du für mich, in meinem Leben, wie ein Leuchtturm bist. Ein stetes Licht, das mir zeigt, welchen Kurs ich steuern soll.« Sie schaute ihn an, dann beiseite, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Er befürchtete, sie würde zu weinen beginnen, obwohl sie bisher so tapfer gewesen war. »Lass uns doch in unser Zimmer hinaufgehen«, sagte er, denn es würde leichter sein, ihr alles zu erklären, wenn sie allein waren.

Sie gingen zusammen hinauf, und die Stufen, die ihm in der vergangenen Nacht endlos vorgekommen waren, ließen sich jetzt so mühelos an, dass seine Frau zu ihm sagte: »Nein, du willst zu hoch hinauf. Wir sind schon da.« Sie ging vor ihm den Korridor entlang und öffnete die Tür zu ihrem Zimmer.

Das Erste, was er bemerkte, war, dass kein Veilchenduft mehr in der Luft lag. Hatte sie die Blumen im Zorn weggeworfen? Oder waren sie verwelkt, nachdem er gegangen war? Sie kam auf ihn zu und legte ihre Hand auf seine Schulter und ihr Gesicht darauf. Über ihr helles Haar in dem Netz hinweg schaute er sich um und erstarrte. Denn der Toilettentisch, auf den er vergangene Nacht seinen Brief für sie gelegt hatte, stand jetzt an einer anderen Stelle, und das Bett, entdeckte er, in dem er gelegen hatte, stand auch woanders. In der Ecke sah er jetzt einen Drehspiegel, der gestern überhaupt nicht da gewesen war. Dies war nicht sein Zimmer! Er registrierte rasch weitere Einzelheiten. Über dem Bett befand

sich kein Baldachin mehr, dafür hing jetzt über seinem Kopfende ein Stahlstich mit der belgischen Königsfamilie, den er noch nie gesehen hatte. »Hast du heute Nacht hier geschlafen?«, fragte er. »Ja«, sagte seine Frau. »Aber nicht gut. Ich machte mir Sorgen, weil du nicht kamst; ich fürchtete, du hättest eine schlimme Überfahrt.«

»Hat dich niemand gestört?«, fragte er weiter. »Nein«, sagte sie. »Meine Tür war abgeschlossen. Und ich glaube, dies ist ein ruhiges Hotel.«

Als Charlie nun auf die Geschehnisse der vergangenen Nacht zurückschaute, mit dem geschulten Auge des Erzählers, da bewegten sie ihn so gewaltig, als stammten sie aus einem seiner eigenen Bücher. Er holte tief Atem. »Allmächtiger Gott«, entrang es sich ihm aus tiefstem Herzen, »um so viel der Himmel höher ist als die Erde, sind deine Geschichten höher als unsere.«

Sorgfältig und Schritt für Schritt ging er alle Einzelheiten durch, wie ein Mathematiker, der eine Gleichung aufstellt und löst. Als Erstes fühlte er, wie Honig auf seiner Zunge, das Verlangen und den Triumph des jungen Mannes mit der Nelke. Dann, wie einen Würgegriff um seinen Hals, aber mit kaum weniger Künstlerentzücken, das Entsetzen der jungen Frau im Bett. So deutlich, als besäße er selbst ein Paar feste junge Brüste, nahm er wahr, wie das Herz unter ihnen stillzustehen drohte. Er stand regungslos da, ganz in Gedanken versunken, sein Gesicht jedoch begann so vor Entzücken, Überschwang und Frohlocken zu leuchten, dass seine Frau, die ihren Kopf wieder von seiner Schulter erhoben hatte, ihn verwundert fragte: »Und woran denkst du jetzt?«

Charlie ergriff ihre Hand, sein Gesicht strahlte noch immer. »Ich denke«, sagte er versonnen, »an den Garten Eden und an den Engel mit dem Flammenschwert. Nein«, fuhr er dann in derselben Weise fort, »ich denke an Hero und Leander. An Romeo und Julia. An Theseus und Ariadne und an den Minotaurus natürlich auch. Hast du dir je vorzustellen versucht, mein Liebes, wie dem Minotaurus wohl bei dieser Gelegenheit zumute war?«

»Du wirst also eine Liebesgeschichte schreiben, Troubadour?«, fragte sie, sein Lächeln erwidern. Er antwortete zunächst nicht, sondern ließ ihre Hand los, und erst nach einer Weile fragte er: »Was hast du gesagt?«

»Ich fragte dich, ob du eine Liebesgeschichte schreiben wirst«, wiederholte sie zaghaf. Er ging von ihr weg, zum Tisch hinüber, und legte seine Hand darauf.

Das Licht, das vergangene Nacht über ihn gekommen war, kehrte zurück, und jetzt von allen Seiten – auch von seinem eigenen Leuchtturm, dachte er benommen. Nur, dass es gestern nach außen gestrahlt hatte, in die unendliche Welt hinaus, wogegen es in diesem Moment nach innen gerichtet war und das Zimmer im »Hôtel de la Reine« erhellte. Es war sehr hell; es war ihm, als sollte er in ihm sich selbst so sehen, wie Gott ihn sah, und bei dieser Prüfung bedurfte er des Haltes am Tisch.

Während er dort stand, entwickelte sich die Situation zu einem Dialog zwischen Charlie und dem Herrn.

Der Herr sprach: »Dein Weib fragte dich zwei Mal, ob du eine Liebesgeschichte schreiben wirst. Glaubst du, dass du das tun wirst?«

»Ja, es sieht sehr danach aus«, sagte Charlie. »Wird es«, fragte der Herr, »eine große und herrliche Geschichte sein, die in den Herzen der jungen Liebenden fortleben wird?«

»Ja, das glaube ich schon«, sagte Charlie. »Und bist du damit zufrieden?«, fragte der Herr.

»O Herr, was fragst du mich da!«, rief Charlie. »Wie kann ich darauf mit Ja antworten? Bin ich denn nicht ein Mensch, und kann ich vielleicht eine Liebesgeschichte schreiben, ohne selbst nach jener Liebe zu verlangen, die innig umschlingt und nicht loslassen will, und nach der Weichheit und Wärme eines jungen Frauenleibes in meinen Armen?«

»Das alles gab ich dir letzte Nacht«, sagte der Herr. »Du bist es doch gewesen, der aus dem Bett sprang, um davon fortzukommen, bis ans Ende der Welt.«

»Ja, das tat ich«, sagte Charlie. »Hast du es angesehen und für gut befunden? Wirst du dafür sorgen, dass sich das wiederholt? Soll ich bis ans Ende meiner Tage der sein, der neben der Geliebten des jungen Mannes mit der Nelke lag – und was ist übrigens aus ihr geworden, und wie soll sie ihm die Zusammenhänge erklären? Und wer ist fortgegangen und hinterließ ihr die Worte: ›Ich bin fortgegangen. Verzeih mir, wenn du kannst?‹«

»Ja«, sagte der Herr.

»Nein, sag es mir und weich mir nicht aus«, rief Charlie. »Soll ich, derweil ich von der Schönheit junger Frauen schreibe, von den Frauen aus Fleisch und Blut nur für einen Schilling bekommen, und nicht mehr?«

»Ja«, sagte der Herr. »Und du wirst damit zufrieden

sein müssen.« Charlie zeichnete mit dem Finger ein verschlungenes Muster auf den Tisch; er sagte nichts. Es schien, als sei die Zwiesprache beendet, aber der Herr sprach noch einmal.

»Wer hat die Schiffe gemacht, Charlie?«, fragte er. »Das weiß ich nicht«, sagte Charlie, »hast du sie gemacht?«

»Ja«, sagte der Herr, »ich habe die Schiffe auf ihren Kielen gemacht und alles, was da schwebt und schwimmt. Den Mond, der über den Himmel segelt, die Gestirne, die durchs Universum schwingen, die Gezeiten, die Generationen, die Moden. Du machst mich lachen, denn ich habe dir die ganze Welt gegeben, darin zu segeln und zu schwimmen nach Herzenslust, und du bist hier auf Grund gelaufen, in einem Zimmer im ›Hôtel de la Reine‹, um mit mir zu streiten.«

»Höre«, sagte der Herr dann, »ich will einen Bund machen zwischen mir und dir. Ich, ich werde dir nicht mehr Qual zumessen, als du brauchst, um deine Bücher zu schreiben.«

»Ach wirklich!«, sagte Charlie. »Was hast du gesagt?«, fragte der Herr. »Begehrt du Geringeres?«

»Ich habe nichts gesagt«, sagte Charlie. »Aber du wirst diese Bücher schreiben«, sagte der Herr. »Denn ich bin es, der sie geschrieben haben will. Nicht das Publikum und schon gar nicht die Kritiker, sondern ICH!«

»Kann ich dessen gewiss sein?«, fragte Charlie. »Nicht immer«, sagte der Herr. »Du wirst dir dessen nicht zu allen Zeiten gewiss sein. Aber ich sage dir jetzt, dass es so ist. Daran wirst du dich halten müssen.«

»O gütiger Gott«, sagte Charlie. »Willst du mir«, sagte der Herr, »danken für das, was ich heute Nacht für dich getan habe?«

»Ich denke«, sagte Charlie, »wir wollen es dabei bewenden lassen und nicht mehr davon sprechen.«

Seine Frau ging jetzt zum Fenster hinüber und öffnete es. Die kalte, raue Morgenluft strömte herein, mit ihr das Gerassel der Wagen von der Straße drunten, menschliche Stimmen und ein lauter Spatzenchor, Geruch von Pferdeäpfeln und Rauch.

Als Charlie seine Zwiesprache mit Gott beendet hatte und während sie noch so lebendig in ihm war, dass er sie hätte niederschreiben können, ging er zum Fenster und schaute hinaus. Die Morgenfarben der grauen Stadt waren frisch und zart, und am Himmel stand eine schwache Verheißung von Sonnenschein. Menschen begannen die Straßen zu beleben; eine junge Frau in einem blauen Umschlagtuch und Pantoffeln ging rasch ihres Weges; und der Wagen des Hotels, dem ein weißes Pferd vorgespannt war, hielt vor dem Eingang, indes der Portier den Gästen beim Aussteigen half und ihr Gepäck vom Dach des Wagens herunterholte. Charlie schaute auf die Straße hinab, die tief unter ihm lag.

»Für eins bin ich dem Herrn doch dankbar«, dachte er. »Dass ich meine Hand auf nichts gelegt habe, das meinem Bruder gehörte, dem jungen Mann mit der Nelke. Es lag in meiner Reichweite, aber ich habe es nicht berührt.« Er blieb ein Weilchen am Fenster stehen und sah den Omnibus davonfahren. In welchem dieser

Häuser, überlegte er, mochte an diesem blassen Morgen der junge Mann von gestern Nacht wohl sein?

»Ach, dieser junge Mann«, dachte er. »*Ab, le pauvre jeune homme à l'œillet!*«



Tania Blixen

Wintergeschichten

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74666-8

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Die perfekte Lektüre für lange Herbst- und Winterabende

Von der Gluthitze Afrikas in die Wintersonne des Nordens. Wie in ihren Erinnerungen »Jenseits von Afrika«, die durch die legendäre Verfilmung zum Bestseller wurden, erweist sich Tania Blixen auch in »Wintergeschichten« als Erzählerin von Weltrang. Ernest Hemingway sagte von ihr, dass sie an seiner Stelle den Literaturnobelpreis hätte erhalten sollen. Diese Ehre blieb ihr versagt. Doch ihr Werk hat sich einen festen Platz im Herzen der Leser erobert, ihre großartigen Geschichten haben bis heute nichts von ihrer Strahlkraft eingebüßt.